

In den Vereinigten Staaten sei und feststellen, was an den An- schuldigungen des Weißbuchs Wahrheit sei. Der Senator er- klärte, es sei ja möglich, daß es sich um Propaganda handele, man dürfe diese Angelegenheit jedoch nicht übergehen, ohne die Wahrheit festzustellen zu haben.

Newport, 3. April. Die Chicagoer Hearst-Zeitung „Chicago Herald American“ bringt in ihrer Spätabendausgabe am Dienstag unter großer Überschrift auf der ersten Seite eine Meldung, in der eingehend über die Weißbuchwirkung in par- lamentarischen Kreisen berichtet wird. Der New Yorker Rund- funkt gab sehr ebenfalls den Inhalt des Weißbuchs in einer Rundfunksendung wieder. Die „Chicagoer Daily Tribune“ ver- öffentlicht auf der ersten Seite eine große Karikatur mit der Unterschrift „Deffentliche Meinung in U.S.A. Straft die Demo- kraten wegen Europaeinmischung“.

„Chicago Tribune“ beschäftigt sich mit der Rolle Wallitts und beitet ihren Leitartikel: „Welchen Vorträger ist Wallitt?“, wobei gesagt wird, Wallitt sei der Vorkämpfer des französischen Staatspräsidenten Debrun bei Roosevelt und habe es als seine Aufgabe betrachtet, in U.S.A. die Kriegslieferungen für die Westmächte vorzubereiten.

### Verlegenheit im Londoner Außenamt

In den Plutokratien ist man angefangen die Dokumente des deut- schen Weißbuchs einfach fallungslos. Niemand vorher hat eine amtliche Veröffentlichung den moralischen Absichten der demokratischen Kriegstreiber, ihrer gespreizten Wichtigkeit, der nur lockeren Ver- hüllung ihrer Absicht, Deutschland zu vernichten und für diesen Über- fall Kampagne zu machen, so vollkommen die Stützpunkte fortgezogen. Die Dokumente, die uns im Außenministerium des Obersten Beck in Warschau, im Palais Brühl, in die Hände fielen, sind echt. Das Papier, die Wasserzeichen dieser Papiere, die Unterschriften, alle Notizen und Feststellungen dieser Dokumente können von Gelehrten und Politikern aller Staaten, die sich für die Echtheit dieser Zeugnisse interessieren, geprüft werden.

Daß sich die englische Presse Mühe gibt, die Dokumente als eine Fälschung hinzustellen, war zu erwarten. Das beweist ja nur, welche Wirkung die Enthüllungen in Londoner Regierungskreisen hervor- gerufen haben. Es gibt aber auch Leute in England, die die Echtheit nicht bezweifeln, nachdem das Außenamt sich behelms in Schwächen hüllt. Das englische Arbeiterblatt, der „Daily Worker“, stellt folgen- des fest:

Obwohl die britischen Propagandaagenturen sich gestern laut über die Dokumente lustig machten und veruchten, ihre Richtigkeit in Zwei- fel zu ziehen, hat die Regierung sich bisher noch nicht in der Lage ge- sehen, die genauen Einzelheiten dieses Weißbuchs zu veröffentlichen. Diese Tatsache hat zu einem starken Verdacht Anlaß gegeben, daß diese Dokumente ein gut Teil mehr bedeuten, als eine Fälschung.



### Das deutsche Weißbuch nagelt fest

Zeichnung von Bob Hindersin-Scherl-M.)

### Englands Ernährung hängt vollständig von der Zufuhr ab

Erkenntnisse eines plutokratischen Blattes — „Wir stehen dem zielbewußtesten und flügsten Köpfen Europas gegenüber“

Amsterdam, 2. April. Die englische Landwirtschaftspolitik wird in einem zweifelhaflichen Aufsatz in der „Times“ in über- raschend offener Weise einer geradezu vernichtenden Kritik unterzogen.

Dieser Aufsatz der „Times“ hat nicht nur in den beteiligten Ministerien größten Unwillen, sondern auch im englischen Volk größtes Erstaunen und tiefste Befürchtung hervorgerufen.

Der Verfasser des Aufsatzes, der bekannte Landwirtschafts- fachmann A. W. De Dougall, beschränkt sich in seinen Aus- führungen auf nüchterne Tatsachen. Gleich am Beginn straft er die Erklärungen Chamberlains — der festgesetzt hatte, es würden zwei Millionen Acres Grasland wieder unter den Pflug gebracht — Lügen, indem er feststellt, daß knapp die Hälfte dieser Zahl richtig sei. Durch diese Maßnahme werde aber nicht mehr gewonnen, als nur ein einziges Pro- zent der heimischen Erzeugung. Dieses eine Prozent bedeutet im Gesamtverbrauch Englands knapp 0,004 Prozent! D. h., daß die ganze riesenhafte Landkampagne Chamberlains nichts als ein Bluff ist und Nahrung nur für knapp 1 1/2 Tage zusätzlich aus eigener englischer Leistung erzielt.

Was für einen Sinn hat es, so ruft De Dougall aus, Hunderte von Millionen für Flugzeuge auszugeben, wenn wir die Ernährung unserer Bevölkerung in keiner Weise sichern können! Wir können nicht ständig darauf hoffen, uns von Tag zu Tag „durchschwindeln“ zu dürfen.

### Explosion in einer Munitionsfabrik in Schottland

Amsterdam, 2. April. Aus London wird gemeldet, daß bei einer Explosion in einer Munitionsfabrik in Schottland eine Anzahl Tote und Verwundete zu beklagen sind. Nach einer weiteren Meldung scheint es sich um eine schwere Katastrophe zu handeln. Im Anschluß an die erste düstige Mitteilung sah sich der Versorgungsminister ver- anlaßt, bekanntzugeben, „er bedauere, mitteilen zu müssen, daß meh- rere Verwundete gegeben. Es seien aber Schritte unternommen, um ihre „so baldmöglichste“ Wiederaufnahme der Produktion sicherzustellen.“

Kurz darauf wurde bereits eine dritte Meldung ausgegeben, in der es u. a. heißt: Infolge der Explosion brach in der Munitionsfabrik ein Brand aus und in allen umliegenden Städten wurde um Hilfe- leistung ersucht. Die Fenster in den Häusern und Läden in der Um- gebung wurden durch die Gewalt der Explosion zertrümmert. Män- ner, Frauen und Kinder eilten nach den Fabrikeingängen, wurden je- doch nicht zugelassen, da die ganze Gegend militärisch abgeriegelt war.

### „Die Lage in Indien gleicht einem Pulverfaß“

Gandhi hat das Vertrauen zu England verloren

Amsterdam, 2. April. „Die Lage in Indien gleicht im Augenblick einem Pulverfaß“, so erklärte Raja Gopal Adari, einer der engsten Mitarbeiter Gandhis, der (soeben nach längeren Beratungen mit Gandhi nach Madras zurückgekehrt ist. Einem Pressevertreter sagte er, daß der kürzliche Leitartikel der „Times“, in dem wieder einmal

mit der von England künstlich geäußerten Uneinigkeit zwischen Mos- lems und Hindus operiert worden war, nur allzu deutlich zeige, was die englische Regierung beabsichtige. Die letzten Zweifel darüber, was hinter dem sogenannten Angebot eines Dominionstatuts für Indien stecke, seien damit behoben. Gandhis Auffassung könne dahin um- geschrieben werden, daß er das Vertrauen in die Ehrlichkeit der briti- schen Regierung vollständig verloren habe.

### Das Motiv des Londoner Attentäters Singh Yad: Es galt dem Unterdrücker Indiens!

Amsterdam, 2. April. Der Under Singh Yad, der im vergange- nen Monat in der Caxton-Hall in London das Attentat verübte, dem der frühere Generalgouverneur des Punjab zum Opfer fiel, stand gestern wiederum vor einem Londoner Volksgericht. Wie ein Volk- gebeamter auslegte, hat der Under ihm selbst erklärt, daß er gegen den Unterdrücker seines Volkes einen Groll gehabt habe. D'Dwyer habe kein anderes Schicksal verdient. Ihm, dem Under, mache es nichts aus, wenn er sterben müsse. In diesem Falle stürbe er für sein Land.

### Das ist Plutokratie!

### Himmelschreiende soziale Zustände in Nordirland — Hungerlöhne für Arbeiter, fette Kriegsgewinne für Großgrundbesitzer und Industrielle

Amsterdam, 2. April. Einem Vertreter einer englischen Op- positionszeitung ist nach erheblichen Schwierigkeiten die Geneh- migung erteilt worden, an einer Pressefahrt durch Nordirland teilzunehmen. Ueber die dortigen sozialen Zustände, die noch eine Steigerung der für das plutokratische England typischen Auswüchse des kapitalistischen Wirtschaftssystems darstellen, gibt er folgende erschütternde Schilderung:

Der Landwirtschaftsminister von Nordirland habe vor der Presse erklärt, daß der Durchschnittslohn für Landarbeiter in Nordirland zwischen 25 und 30 Schilling wöchentlich liege, tatsächlich aber erhielten viele Landarbeiter nur 17 Schilling wöchentlich. Während Weber in Schottland wöchentlich 40 Schil- ling verdienten, seien diese in Belfast und anderen Teilen Nord- Irlands glücklich, wenn sie 25 Schilling erhielten. Vor nicht allzu langer Zeit habe der Gewerkschaftsrat den Premiermini- ster Lord Craigavon ersucht, eine Abordnung zu empfangen, die mit ihm Fragen der Teuerung, der Arbeitslosigkeit und der Altersrenten erörtern wollte. Zunächst habe Craigavon sich geweigert. Als man ihm jedoch mit einer großen Demonstra- tion gedroht habe, habe er nachgegeben.

### Zwei Volksschächlinge hingerichtet

Berlin, 2. April. Am Dienstag ist der am 29. Januar 1915 in Witten geborene Helmuth Wille hingerichtet worden, den das Son- dergericht Braunschweig wegen Totschlags als Volksschächling zum Tode und dauerndem Ehrverlust verurteilt hat.

Wille hat seit seiner frühen Jugend immer wieder Einbrüche be- gangen. Wenige Monate, nachdem er seine letzte dreijährige Jugend- hausstrafe verbüßt hatte, beging er erneut zahlreiche Einbrüche, teil- weise unter Ausnutzung der Verdunkelung. Um jeden Widerstand brechen zu können, führte er eine Schußwaffe mit sich.

Am 2. April 1940 ist der am 8. März 1913 in Schöningen ge- borene Heinrich Wille hingerichtet worden, den das Son- dergericht Braunschweig wegen Totschlags als Gewaltverbrecher zum Tode und lebenslanglichem Ehrverlust verurteilt hat.

Wille hat ebenfalls ein Mädchen bei einem Notzucht- versuch durch einen Messerstich schwer verletzt hatte, hat kurz nach Verlobung der dafür erkannten Freiheitsstrafe seine Schwägerin, die für sieben Kinder sorgte, durch 36 Messerstiche ermordet, weil sie sein unästhetisches Ansehen zurückwies.

### U-Bootmänner retten Fliegerkameraden aus Seenot

1. April. (R. A.) Am Donnerstag starteten deutsche Fernaufklärer das Nordseegebiet auf und flogen bis zu den Orkney- und Shetland-Inseln vor. Eines der Erkundungs- flugzeuge geriet dabei in härtesten Nöten, und Treffer in die Motoren zwangen zur Notlandung auf See. Es gelang aber einem deutschen U-Boot, wie im Wehrmachtbericht vom Sonnabend gemeldet, die Kameraden von der Fliegerei zu ber- gen und wohlbehaltend in die Heimat zu bringen.

Zu diesem Bericht schildert der Flugzeugführer noch folgen- de Einzelheiten:

Nach mehrstündigem Erkundungsflug über dem Seegebiet vor den Orkneys richteten wir einen englischen Geleitzug, der aus etwa 20 Schiffen bestand. Sofort gaben wir Meldung, funkten Standort und gerieten noch während dieser Arbeit in den starken Nöten eines feindlichen Zerstörers. Da wir unsere Aufgabe als Seeraufklärer gelöst und alles Weitere unse- ren Kameraden zu überlassen hatten, nahmen wir Kurs auf die Heimat. Zwei Stunden lang konnten wir, ungestört und ohne irgendwelche Schäden an der Maschine festzustellen, nach Süden draußen, dann setzten plötzlich beide Motoren aus, und der Beschlag machte sich bemerkbar. Und kaum, daß ich meine Maschine gegen den Wind bekommen hatte, setzte sie auch schon mit hör- und fühlbarem Krachen aus. Ich glaubte im ersten Augenblick, sie wäre auseinandergebrochen. Aber wir hatten mal wieder beste Gelegenheit, festzustellen, was es mit guter deutscher Werkmannsarbeit auf sich hat. Nichts war passiert, wir hatten nur den Verlust unseres Zünd- gerätes zu beklagen. Aber unser Kamerad, der noch in der Luft war, und dem unser Mißgeschick nicht entgangen sein konnte, sorgte mit seiner intakten Zündanlage unentwegt für die Auf- wendung der Seemotoren. Wir selbst konnten nichts anderes tun, als warten. Unsere Stimmung war ausgezeichnet, irgend- wie mußte Hilfe antreffen. Wir konnten das starke Ohr der Heimat, das wascham ist und dem kaum etwas entgeht. Darum schlossen wir jede halbe Stunde Signale ab, um dem, der uns zu Hilfe eilen wollte, den Weg zu weisen.

Aber 15 Stunden mußten wir uns doch gebulden, und 15 Stunden sind in der wilden Nordsee, in hoher Dünung und finsterner Nacht, ja nun auch nicht gerade ein lustiges Seelbstpin- nen. Mittlerweile hatte aber der Befehlshaber der U-Boote, an den die Notzeichen auch ergangen waren, seine in der Nordsee operierenden Kommandanten aufgefordert, nach uns zu suchen. Im Morgengrauen kam plötzlich ein U-Boot in Sicht. Was nun, wenn das ein Engländer ist? Wo, wenn er herankommt, dann brennen wir die Maschine ab! Verstanden, Kameraden? — „Ja wohl, Herr Oberleutnant!“ Aber ein ins Jüwielicht zischendes Rauchsignal sagte uns, daß das, was da in hoher Fahrt auf uns zubrauste, von Deutschland kam. Bald war das Boot heran, der Kommandant stand im Turm und sor- derte uns auf, unverzüglich unser Schlauchboot klar zu machen und zum Boot zu kommen. Das nun wieder ging mit und mei- nen Kameraden wider den Strich. Wir sollten unsere Maschine im Strich lassen und es damit genug sein lassen, das unser eige- nes Leben in Sicherheit gebracht wurde? Erst die Vorstellungen des Kapitänleutnants, daß die Entfernung von der Heimat nun doch zu groß für ein Einbringen sei, ließ uns schweren Herzens von Bord unseres braven Aufklärers gehen.

Mit einiger Mühe wurde das Schlauchboot zu Wasser ge- bracht, einer nach dem anderen kletterte hinein, und dabei pas- sierte es, daß mein Beobachter fokussagen den Anschlag verpackte. Er wollte in das heftig schlingende Boot springen, sprang zu weit, tauchte ins Wasser, und wir mußten ihn erst herausziehen. Dann warf uns das U-Boot eineleine zu, wir wurden heran- gezogen, und als wir durch das Turmluch nach Innen geklettert waren, da wußten wir auf einmal, wie wohl einem in so einem U-Boot sein kann. Jedenfalls waren wir vorzüglich unterge- bracht, es gab warmes Essen und warme Kleidung. Aber in die Freude über die kameradschaftliche Aufnahme an Bord des U- Bootes mischte sich ein herber Schmerz: Die U-Bootkanone mußte das vollbringen, was 15 Stunden schärfster Seegang nicht vermocht hatten. Das Flugzeug wurde vernichtet.

Hanns Arens

### Die „Knödeltschlacht“ von Karlsbad

Eine Erzählung von A. Erich Boskamp

(Nachdruck verboten)

War das ein Sonnenschein, der am 8. Juli anno 66 über Karlsbad lag. Trotz Sommerhitze und Hochwasser waren die Gassen nur so strahlen. Vor dem Geldbeutel der Karlsbader waren große Löcher. Hunger litt man ja nicht. Aber die Bürger saßen untätig in ihren Stuben beisammen und ließen die Köpfe hängen. Ja, die Tage waren schwer und trotz des Sonnenscheins ohne Sonne.

Auf einmal Werdegetrappel in den Straßen. Zwanzig Preußen, voran ein junger Leutnant reiten daher, daß die Fun- ken nur so sprühen. Vor dem Rathaus springt der Offizier ab. Die Soldaten tun daselbe. Heraus geht es die Rathausstrep- pen und hinein in das Zimmer des Bürgermeisters. Der Leutnant blickt gelassen, als er dem Oberhaupt des weltbekannten Wobes gegenübersteht. „Krieg ist nun einmal kein Kinderspiel“, sagt er nach langem Hin und Her, „Soldaten haben Hunger. Wie Sie es anstellen, soll mir gleich sein. Aber geschafft werden muß es. Wenn morgen mittag die 8000 Preußen im Quartier liegen, wollen sie eine tüchtige Portion, sechs Knödel auf den Mann und ein gutes Stück Fleisch.“

Der Bürgermeister ringt verzweifelt die Hände, spricht von uralten Privilegien, daß auch zwei Knödel schon sehr gut satt machen.

Dem Leutnant ist der Ausbändel leid: „Mein letztes Wort: Fünf Knödel für den Mann und gutes Fleisch. Punkt zwölf morgen mittag muß alles gerichtet sein, sonst wird es den Karlsbadern schlecht ergehen.“

Eine leichte Verbeugung, ein kurzer Gruß und im Husta geht es wieder aus dem Rathaus und zur Stadt hinaus.

Der Rat tritt zusammen. 8000 Gäste zu bewirten ist zu und für sich schon keine Kleinigkeit. In diesen Tagen macht es jedoch schweres Kopfzerbrechen. Schon rattern die Fleisch- wagen den engen Gassen zu. Alles, was Meins hat und eßbar ist, wird aufgekauft. Auf andere Gefährte sind Säcke mit Mehl und Kartoffeln geladen. Die Feuer in den Küchen der Hotels werden nach langen Wochen trüger Ruhe wieder entfacht. Jede Hausfrau bekommt obendrein noch den Auftrag, sonderliche Knödel herzustellen. Der Einfachheit halber sollen alle Karls- bader daselbe essen, was die Preußen bekommen. Der Rat re- chnet und rechnet. Endlich wird der Schlussschick gezogen. 40000 Knödel für die Soldaten. 12000 Einwohner zu vier Knödeln macht 48000 Knödel. Letzte Reserve für alle Fälle 2000 Knödel. Endsumme 90000 Knödel. Die wollen gemacht und das Fleisch, das dazu gehört, will gebraten, geschmort und gefotten sein.

Am frühen Morgen des kommenden Tages gehen schon die ersten Bestandsmeldungen ein. Ein Hotel schickt den Hausbur- schen: „1000 Knödel fertig“. Frau Müller kommt atemlos ge- laufen, um zu sagen, daß auch ihre zwölf Knödel schon in der Pfanne brühen. Einer gibt dem andern die Türe in die Hand. Dem Ratsschreiber läuft der Schweiß von der Stirne. Soviel Zahlen hat er lange nicht mehr auf einen Haufen schrei- ben müssen und zum rechten Abzählen fehlt ihm die Ruhe. Alle Nase lang kommt der Bürgermeister gelaufen und fragt, ob sie nun bald alle fertig wären und wie es um das Fleisch stände.

Endlich — es ist kurz vor zwölf — kann der Schreiber mel- den: „Es hat geklappt! Die Knödel — 90000 an der Zahl — sind gerichtet“. Der Bürgermeister atmet auf und die Ratsschreiber gehen gewichtig nach Hause, dort der Dinge zu baren, die da kommen mögen. Es wird ein Uhr, zwei Uhr. Drei Schläge haf- len durch die Straßen und endlich vier. Wo mögen denn nur die Preußen stehen? Soldaten sind pünktlich und Preußen noch pünktlicher. Wenn es Essenstassen heißt, sind sie alle am pünkt- lichen. Die Karlsbader begeben sich ans Knödelessen. Nur 20000 werden verdrückt. Wenn man auf den Markstrich preu- schischer Soldaten wartet, ist es mit dem Hunger nicht weit her. Die Nacht kommt und wieder ein Morgen. Aber die Preußen kommen immer noch nicht. Der Rat ordnet an, daß die Verdrück- tung die Vorräte aufessen soll. Wieder werden Knödel geessen und die Fleischration ist dreimal so groß wie sonst. Die umlie- genden Dörfer werden verfort. Die Wagen, die vorher die Lebensmittel geholt haben, fahren nun wieder, bis an den Rand gequillt, heraus und kommen leer zurück. Mit dem immer noch aufschneidenden Rest, der nicht so schnell bezwungen werden konnte, svielt die glühende Sommerhitze ihr Spiel. Die Teufel, die ihren Weg durch Karlsbad nimmt, trägt auf ihren Wellen die Knödel dahin. Es ist schade darum!

Erst nach Wochen erfahren die Karlsbader, daß sie Opfer einer leider notwendigen Kriegslieferung geworden sind. Die preu- schen Regimenter waren in jenen knödelreichen Tagen weit von dem Weibbad entfernt. Um die Gegner irre zu machen, die bestimmt durch ihre Mittelsmänner schlammig von der großen zu erwartenden Einquartierung unterrichtet wurden, hatte der Leutnant mit seinen 20 Reitern einen weiten und tollkühnen Ritt machen und die 90000 Knödel bestellen müssen.

Die Karlsbader waren wütend, als sie davon hörten. Aber dann lachten sie doch. Tolle Burschen, diese Preußen! Selbst mit Knödeln wissen sie Krieg zu führen. Nacht nichts, sie sind uns nicht im Wagen liegen geblieben. Wir haben sie verdrat. Ein paar Fahrzeute hinter und die „Knödeltschlacht“ von Karlsbad gehört zur Geschichte Großdeutschlands!